

Da ist doch tatsächlich einer aus dem engsten Kreis um Jesus, der sich schwer tut mit dem Osterglauben: der „ungläubige Thomas“, wie er meist genannt wird. Dieser Thomas ist wie eine Art Misston im Konzert der Auferstehungserzählungen, eine kleine Panne, ein Nachzügler. Er hat halt etwas länger gebraucht als die anderen. Aber warum eigentlich?

Für die Suche nach einer Antwort bietet das Evangelium ein paar Anhaltspunkte, denen es lohnt, einmal etwas nachzugehen.

- Zunächst weist der Evangelist darauf hin, dass Thomas nicht dabei war, als Jesus den anderen Jüngern erschienen ist. Offensichtlich hat der Karfreitag ihm so heftig zugesetzt, dass er sich von den anderen abgesondert hat. Das Zusammensein mit den Jüngern würde ihn zu sehr an die Hoffnungen erinnern, die er auf diesem Jesus gesetzt hat, und die jetzt alle wie Seifenblasen zerplatzt sind. Er wollte die anderen einfach nicht mehr sehen, einen Strich ziehen unter seine Vergangenheit mit Jesus.
- Als ihm dann ein paar Jünger berichten, sie hätten den Herrn gesehen, da nimmt er ihnen das nicht ab. Die spinnen, die haben durchgedreht, die wollen sich einfach nicht mit der Wirklichkeit abfinden. Nein, er unterstellt ihnen nicht, dass sie ihm etwas vormachen. Er hat Verständnis für ihre „Erscheinungen“. Er traut ja selber seinen eigenen Augen nicht mehr. Er kalkuliert ein, dass ihm vielleicht dasselbe passieren, dass er nämlich noch einmal Wunsch und Wirklichkeit nicht mehr ganz auseinanderhalten könnte. Deshalb ist er erst dann bereit zu glauben, wenn er mit seinen eigenen Händen die Wundmale des Herrn berühren könnte.
- Aber da ist noch etwas anderes. Dieser Thomas erlebt ein Apostelkollegium, das zwar behauptet, dass Jesus leben würde, aber trotzdem haben sie immer noch gehörige Angst. Denn selbst acht Tage nach der ersten Erscheinung, als die Jünger wieder versammelt sind und Thomas diesmal dabei ist, da haben sie – wie der Evangelist ausdrücklich berichtet – alle Türen wieder verschlossen. Da stimmt etwas nicht, das ist ein völliger Widerspruch. Wenn Jesus auferstanden wäre, wenn er leben würde, wenn er ihnen doch tatsächlich begegnet wäre, wenn sie wirklich erlebt hätten, dass selbst der Kreuzestod ihm nichts anhaben kann, warum schließen sie sich dann ein? Sie hätten doch keinen Grund mehr dafür. Ostererfahrung und Angst schließen einander aus.

Jetzt verschiebt sich die Sache ein wenig. Jetzt kann man nicht mehr einfach so vom „ungläubigen Thomas“ reden, jetzt müsste man richtigerweise auch von einem „ungläubigen Apostelkollegium“ reden. Denn ihnen, denen der Herr erschienen ist, fehlt es ganz offensichtlich an einem Glauben, der Wirkung zeigt. Die Erscheinung des Auferstandenen hat zwar Erstaunen und Freude ausgelöst, aber keinen Glauben. Und hier liegt das eigentliche Hindernis, das dem Thomas den Weg versperrt zum Osterglauben.

Hier stoßt uns dieses Evangelium auf ein Phänomen, das uralt ist, aber dennoch viel zu wenig beachtet wird: Auf Grund unseres biologischen Erbes, nach dem die nonverbale Kommunikation, also die Verständigung untereinander ohne Sprache, wesentlich älter und viel tiefer verankert ist als die verbale Kommunikation, wird bei einem Widerspruch, wenn das gezeigte Verhalten mit dem gesprochenen Wort nicht übereinstimmt, sofort dem Verhalten der Vorzug eingeräumt, und alles Gesprochene automatisch ignoriert.

Nichts anderes passiert diesem Thomas im Evangelium. Das Verhalten der anderen Apostel stimmt nicht mit dem überein, was sie ihm erzählen; deshalb kann er es ihnen gar nicht abnehmen.

Was hier sichtbar wird, ist so fundamental, dass es sich lohnt, einmal einen Blick darauf zu werfen, wie wir heute unseren Glauben vermitteln. Auf dem Gebiet der Informationsvermittlung sind wir fast perfekt, haben wir das sogar schon nach den Regeln der Pädagogik professionalisiert. Doch das alles ist vollkommen nutzlos, absolut wirkungslos und damit völlig sinnlos, wenn da nicht das viel Wichtigere und Grundlegendere dazu kommt: die nonverbale Kommunikation, nämlich das gelebte und erlebte Bekenntnis.

Um dies nur an einem Punkt etwas genauer anzuschauen, liefert uns das Evangelium eine interessante Vorgabe. Als der Auferstandene dem Thomas im Kreis der Jünger begegnet, formuliert dieser das wohl tiefste Glaubensbekenntnis, das sich im Neuen Testament überhaupt findet: „Mein Herr und mein Gott!“ (V 28) Auch wir bekennen Christus mehrfach als unseren Herrn und Gott. Wir tun das mit der größten Selbstverständlichkeit. Aber Vorsicht, das ist eben nur verbal.

Denn stimmt das wirklich überein mit dem, was wir tatsächlich leben?

- Geben wir denn nicht vielen anderen Dingen wie Schule, Beruf, Familie, ja sogar dem Hobby ganz selbstverständlich ein solches Gewicht, dass sie unser Leben tatsächlich viel mehr bestimmen als Gott. Aber wie ist das dann mit unserem „Herrn und Gott“?
- Sind es denn nicht fast alle Entscheidungen, die wir fällen – angefangen von den ganz alltäglichen, bis hin zu solch folgenschweren wie Beruf oder Partner – bei denen Gott nicht einmal andeutungsweise eine Rolle spielt? Was hat hier unser „Herr und Gott“ tatsächlich zu melden?
- Wir bekennen die Gegenwart Christi in der Eucharistie, und das auch außerhalb des Gottesdienstes im Tabernakel. Aber entspricht unser tatsächliches Verhalten in der Kirche dieser Tatsache, dass hier unser Herr und Gott tatsächlich gegenwärtig ist?

Und dann wundern wir uns, und beklagen es auch noch mit tiefstem Bedauern, wenn uns das andere, Kinder und Jugendliche z.B., nicht mehr abnehmen, ja eigentlich gar nicht abnehmen können.

Dieser Thomas im Evangelium legt seinen Finger tatsächlich in eine Wunde. Aber es sind nicht die Hände und die Seitenwunde Jesu. Es ist unsere Wunde.